

Die Volkstracht des Elztals und ihre Wandlung im 19. und 20. Jahrhundert

Von Wilhelm Fladt, Freiburg i. Br.

Ein typisches Beispiel dafür, wie die ländlichen Trachten sich lebendig weitergestalten, ist das Elztal. Wenn wir wissen, daß Volkstrachten auf dem Wege von der Stadt her auf dem Lande stehengebliebene und dann nur ganz langsam fortentwickelte Kleidermoden sind, so verstehen wir es, daß eine Um- und Fortgestaltung der Elztäler Tracht sich vollziehen mußte, wie insbesondere wir es im Verlauf der letzten 30 Jahre beobachten konnten.

Gehen wir aber sogar 100 Jahre zurück, dann sehen wir im Elztal und seinen Seitentälern voneinander ganz wesentlich verschiedene Trachten. Die Simonswälder trugen sich ganz anders als die Glottertäler, die Prechtäler wieder anders als die Elzacher; sogar die des vorderen Elztals unterschieden sich von denen des hinteren Elztals. Doch das verwischte sich allmählich und schon in den 1860er Jahren beobachteten wir im ganzen Gebiete den Beginn einer gewissen Trachtenangleichung.

Die Sonderart einer Tracht erhält sich um so eher, je abgeschlossener das Trachtengebiet liegt. Sobald eine Gegend dem großen Verkehr erschlossen wird, wenn Eisenbahn- und Autolinien sie zu durchqueren beginnen, dann kommen die Einflüsse der wandelsüchtigen Stadtmode und machen dem Landvolk die Köpfe durcheinander.

So ist es auch im Elztal gewesen. Als anfangs nur ein Postwagen fuhr, da istz noch gegangen. Wenn man da nun einmal Sonntags neben dem Schwager auf dem Rutschenbock saß und gen Elzach fuhr, da begegneten einem unterwegs noch Glottertälerinnen im gravitätischen, grellen Strohzyylinder oder man konnte einen behäbigen Simonswälder bestaunen, wie er, die Hände im Hofensack der Hirschledernen, den Leinenschirm über den Rücken gebunden, gen Waldkirch marschierte. Dann aber kam die Elztalbahn und — bald sah man keine Männertracht mehr. Die Frauentracht verzichtete mehr und mehr auf die ehemalige Vielfarbigkeit und wurde so ganz allmählich einfacher und gleichartiger.

Dieser Ausgleichsentwicklung tat besonders die Kriegs- und Nachkriegszeit merklichen Vorschub, als der Mangel an geeigneten Trachtenstoffen immer mehr zu Einschränkungen zwang. Man war versucht, an ein langsames Trachtensterben zu glauben. Allein darin täuschte man sich. Gerade das Elztal ist ein typisches Beispiel dafür, wie sich die Tracht, wenn auch langsam, den veränderten Verhältnissen anpaßt und sich im Rahmen der neuen Möglichkeiten fortentwickelt, wenn sie nur einigermaßen noch Lebensbedingungen hat. Den Gleichschritt mit der jedes Jahr sich wandelnden Stadtmode wird voraussichtlich das Landvolk noch lange nicht mitmachen. Aber die Angleichung



Siensbacher Brautpaar
1910

an diese Stadtmode wird sich immer wieder vollziehen und wird so immer wieder einen Wandel der ländlichen Tracht bedingen.

Man hat früher in den Trachten des Elztals und seiner Seitentäler eine größere Farbigkeit beobachten können, insbesondere hat ein lebendiges, feuriges Rot vorgeherrscht; man hat dazwischen aber auch ein sattes Grün und ein leuchtendes Blau getragen. Das Rot ist in den letzten Jahren immer mehr zurückgetreten und im übrigen ist man mehr zu den gedeckten Farben übergegangen, wobei das Blau heute vorherrscht.

Besonders interessant ist der Wandel der Kopfbedeckung. Die älteste Form scheint die flach an den Kopf sich anschmiegende anfänglich rote, später schwarze Haube gewesen zu sein, deren Hinterboden mit Gold- oder Silberstoff oder mit Gold- oder Silber Spitzen belegt, mitunter auch bestickt war. Als das Strohflechten im Elztal aufkam, setzte man sonderbarer Weise über diese Haube noch einen naturfarbenen Strohhut, dessen älteste Form den niederen, flachen Gupf und den breiten, ausgewellten Rand bevorzugte, also ungefähr ein Gebilde nach der Art der Florentinerhüte. Später wurde der Rand schmaler und der Gupf etwas höher und es entstand dadurch die Form der niederen Biedermeierzylinderchen. Diese löste die hohe Form ab, die einen noch schmälern Rand bevorzugte und schließlich ging man noch dazu über, den ganzen Hut an der Außenseite mit einem roten oder gelben Firnisstrich zu überkrusten. Die roten oder schwarzen Goldbodenhäubchen verschwanden allmählich und man trug nur noch den Zylinder allein, bis auch dieser wieder abkam. Nun vollzog sich ein eigentümliches Suchen nach einer neuen Kopfbedeckung, und wir sehen in den 1850er Jahren auf einmal mit Staunen, daß man in Angleichung an die Tracht des Nachbargebiets zur Backenhaube griff, wie man sie bergewärts als Charakteristikum der sogenannten Neustädter Tracht trägt. Der Grund, daß man zu dieser Kopfbedeckung kam, mag auch darin gelegen sein, daß man vor Zeiten schon im Elztal eine der Neustädter Art ähnliche Haube getragen hatte, nämlich die oben schon erwähnte rote oder schwarze Goldbodenhaube. Die Backenhaube bürgerte sich indes nur bei den verheirateten Frauen ein und hielt sich nur verhältnismäßig kurze Zeit. Die Elztäler Backenhaube unterschied sich jedoch in mancher Hinsicht von der Neustädter Art. Der Kappenpläs mit seiner reichen Gold- oder Silbersstickerei war oben abgerundet und von einem schwarzen Seidenband überdacht. Die Form ähnelt also den Hauben der Furtwanger Gegend. Wo die Haube im Nacken abschloß, war ein bunter schwarzer Seidenschlupf befestigt, der kokett beiderseits hervorragte. Mit zwei breiten, über die Backen hin verlaufenden schwarzen Seidenbändern wurde die Haube unterm Kinn in breiter Masche festgeknüpft, also in gleicher Art, wie dies in Neustadt und Furtwangen geschah. Abgelöst wurde diese ländliche Haubenmode durch den Schnapphut, ein niederhäuptiones Strohhütchen, dessen mäsig breiter Rand, das „Dach“, sich vorn und hinten sanft neigt. Am den Gupf ist eine schwarze Samt- oder Seidenrüsche, oder ein glattes, schwarzes Samtband gelegt, worin die künstlichen Blumen eingestekt sind; hinten hängen zwei schwarze Samtbänder bis zur halben Rückenhöhe nieder. Bei den Frauen ist dieses Hütchen oft von schwarzer, bei den Mädchen durchweg von weißer Farbe. Im Winter tritt an die Stelle des Strohhütchens ein ebenso geformtes und ausgeschmücktes schwarzes Filzhütchen. Gerade im letzten Umstand sehen wir die allmähliche Angleichung an die Stadtmode, denn während man früher zu allen Jahreszeiten die gleiche Kopfbedeckung trug, muß es jetzt für den Winter etwas anderes sein als für den Sommer. In der Regel wird das Hütchen nur getragen, wenn man über Land, in die Kirche oder zu einer Festlichkeit geht. Sonst geht man barhäuptionig mit kranzartig um den Kopf herum aufgelegten Zöpfen und einer am Hinterkopf eingeflochtenen schwarzen Seidenschleife (bei den Mädchen und jungen Frauen) oder einem schmalen, kurz niederhängenden Samtbändelchen (bei den Frauen). Werktags wird jedoch auch diese Schleife und auch das Samtbändel-

chen nicht getragen. Ältere Frauen tragen die Böpfe in einfacher Weise am Hinterkopf aufgebunden. Im Simonswäldertal, wo sich die ganze Tracht stets in Kleinigkeiten etwas von der des übrigen Elztalgebietes unterschied (man trug dort von jeher auch dunklere Farben) hat das Trachtenhütchen ein etwas breiteres Dach als sonstwo. „Damit man den schmucken Simonswälderinnen nicht zu nahe komme!“ sagen die boshaften Städter. Hauptherstellungsorte für die Trachtenhütchen sind Elzsch, Bleibach, Simonswald und Oberwinden, wo es erfreulicherweise auch noch geschickte Trachtenmacherinnen und Trachtenstickerinnen gibt.

Während die Trachtenkleidung früher in der Hauptsache nur selbstgewebte Stoffe bevorzugte, verwendet man heute all die fabrikationsmäßigen Sachen wie Seide, Halbseide, Tuch, Lüster, Alpaka usw. Abgesehen von der ganz einfachen Art der Werktagstracht, unterscheidet man eine Sonntags- und eine Festtagstracht. Die Form der Röcke ist dabei gleichbleibend, nur für den Sonntag weniger kostbar als für den Festtag. Auf sonstige Unterschiede werde ich später zu sprechen kommen.

Wenn ich nun die heutige Sonntagstracht schildere, so halte ich dabei die Reihenfolge ein, wie die einzelnen Trachtenstücke „angelegt“ werden. Gleichzeitig will ich aber auch die Entwicklung streifen, die einzelne Stücke im Lauf der Zeit genommen haben.

Zunächst die Strümpfe. Bevorzugt ist die blaue Farbe, doch hat sich in den letzten Jahren auch der schwarze Strumpf eingebürgert. Die früher vielfach getragene rote Farbe ist völlig verschwunden, ebenso wie auch der andersfarbige Fußzwikel. Zur Festtracht trägt das Mädchen weiße Strümpfe, in welche die langen Flauschhaare des weißen Seidenhafes eingestrickt sind. Als man die letztere Übung noch nicht kannte, strickte man in die Vorderseite der halben Beinlänge oder in die Seitenteile gern ein Ornamentmuster ein, das man kokett unter dem Rocksaum hervorspielen ließ. Die raschlebige neuere Zeit hat diese Kunstfertigkeit des Mustereinstrickens so ziemlich verlorengehen lassen.

Als Schuhwerk trägt man durchweg den üblichen, mit schwarzen Bändern verschmürten schwarzen Halbschuh. Zur Festtagstracht aber gehört der kostbarere Glanzlederschuh, ein samtener Halbschuh mit Glanzlederkappen, die am Rand der Kappen hin mit weißen und farbigen Fäden bestickt sind.

Der Unterrock war früher in der Regel aus grünem Wollstoff. Es waren an ihm mit besonderer Sorgfalt bunte Stickereien und Verzierungen angebracht, die durch das zierliche Raffes des Oberrockes gerne zur Schau getragen wurden. Seine Länge war so gehalten, daß bei jeder Bewegung wenigstens doch das rote, zackenförmig aufgenähte Eisenband zu sehen war, das die untere Einfassung des Unterrockes bildete. In der letzten Zeit bevorzugen die jungen Mädchen jedoch immer mehr den weißen Spitzenunterrock, den sie den Stadtfräulein abgesehen haben.

Der Oberrock, kurzweg „der Rock“ genannt, ist in viele kleine Längsfalten gelegt und hat in der Taille unter „Bund“ sehr oft noch eine doppelte Faltenlage. Durch diese reiche Fältelung erreicht der Rock eine Saumweite von 4 bis 5 Metern. In der Farbe wird heute ein gedecktes Blau bevorzugt, daneben aber auch ein gedecktes Rot und Grün sowie auch Braun und Grau verwendet. Wirksam heben sich auf diesen Farben handhoch über dem Saum aufgereihete schwarze Samtbänder oder schwarze Fabrikationsborten ab. Ganz früher trug man diesen Fältelrock in leuchtendster roter Halbseide (Wolle mit Seide) und unten mit breiten, weißseidenen Bändern eingefast. Später kamen die blaugrauen Seidenkamelottröcke auf, die unten mit hellblauen Bändern umgeben waren und sodann die grünen Tuchröcke mit blauen Bändern. Am Rockbund ist das oben ausgeschnittene Nieder, „die Brust“ wie die Elztäler sagen, festgenäht, die heute aus leuchtendem Samt besteht, mit Haken und Hasfen vornherab verschlossen wird und beiderseits der Verschlusskanten schmuckweise aufgenähte kleine kugelige Perlmutterknöpfe trägt. Wer es sich früher besonders leisten konnte, hatte, spitzwinklig von



Trachtenmädchen aus dem Glottertal
etwa 1870



Bäuerin aus dem Elztal mit Tschoben und Bandflappe
etwa 1870



Trachtenmädchen aus Elzsa
etwa 1870



Waldkircher Erstkommunikantin
1897

den Armlöchern zur Herzgrube verlaufend, noch eine Goldstickerei auf der Brust. Während heute die Brust in der Regel glattfarbig ist, trug sie früher auf schwarzem Seiden-samtgrund ein tieflegend eingewebtes Blümchenstreumuster. Noch früher war sie vorderseits mit einer schwarzen, mit Goldplättchen benähten Samtnefelverschnürung versehen, die an sogenannten Schwabenhaften befestigt war und hinter die man mitunter noch einen laszförmigen, gesteiften und bestickten „Stecker“ auch „Brustladen“ oder „Vorladen“ oder „Brusttuch“ genannt, einschob, der meistens aus farbigem Samt, mitunter auch aus farbiger Seide war. Die Stickerei bestand in der Regel aus Völl, Goldplättchen, roten, weißen und blauen Glasperlen (Kräbbele), Gold- und Silberfäden und war reich mit weißen, roten und grünen Bändchen besetzt. Oben am Rand trug der Vorladen einen „Guller“ (Rüsche aus rotseidenem Band). Während früher die Brust ihren oberen Abschluß ungefähr in der Achselhöhe hatte, schloß man sie später bis an den Halsansatz hinauf. Ärmel hat die Brust keine. Aus den Armlöchern schaut vielmehr zierlich das Puffärmelhemd hervor, das Ellbogen und Unterarm unbedeckt läßt.

Als oberen Abschluß der Brust trug man ehemals noch ein sogenanntes „Halsgöller“ oder „Halsmantele“, ein viereckiges, vorn geschlossenes und unter den Armen mit rotseidenen, goldfitterbenähten Seidenbändern, sogenannten „Schlaufen“, festgehaltenes Halsstragenmäntelchen. In seiner ursprünglichen Form war das Halsmantele aus Gold- oder Silberstoff („gstufft“), mit geblumten Samtbändern eingefast, die rot unterlegt und mit Goldplättchen benäht waren. Oben am Hals befand sich eine Rüsche aus rotseidenen Bändern. Wegen des halbtiefen Brustausschnitts (vgl. oben) trugen die Frauen noch ein „Vorhemdle“ oder „Chemisette“. Später verwendete man zum Halsmantele farbigen Samt, gewöhnlich von derselben Farbe wie die Brust, und schmückte diesen mit reicher Goldstickerei und mit einem goldgestickten niederen Halsstragen. Das Halsmantele hat überhaupt im Lauf der Zeiten einen eigenartigen Wandel erfahren. Zuerst verschwand die Goldstickerei am Schulterteil, und nur noch am Halsstragen behielt man sie bei. Dann ließ man den samteneu Schulterteil fortfallen und befestigte den goldbestickten samteneu Halsstragen an einem Schultertragen aus weißer Leinwand, der unter (nicht mehr über) der Brust getragen und mit weißen Leinenbändern unter den Armen festgebunden wurde. Aber auch diese Form verließ man bald, verzichtete ganz auf den Schultertragen und befestigte nun das Halskrägelchen mit Druckknöpfen oder durch Festnähen an der bis zum Halsansatz hinaufgeführten Brust.

Die Schürze, das „Fürtuech“ oder der „Schurz“, eine sogenannte Schoßschürze, war ehemals aus glänzend schwarzem Baumwollstoff und mit geblumten Samtbändern eingefast. Oben über das Bündchen ging ein breites Samtband, das mit seinen Enden zu beiden Seiten 30 bis 40 cm weit niederhing. Die Samtbänder waren dreifach mit rotseidenen zackigen Bändchen unterlegt, die in der Mitte gespalten waren. Zwei oder drei Reihen Kreuzstiche gingen längshin vom Bund nach dem Schurzsaum hinunter; sie waren von weißer oder gelber Seide. Auf den Seiten, am Ende der Samtbänder, war die Schürze mit roten und weißen „Maschle“ (Maschen) verziert. Mit langen rotseidenen Bändern wurde die Schürze vorn gebunden. Eine Schürze der älteren Art war mindestens zwei Ellen breit. In den 1860er Jahren kamen die blauen, grünen oder changeantschillernden Taffetschürzen auf, an denen man anfangs noch eine Einfassung trug, die sich aber in den 1870er Jahren verlor. Die Schürzen aus glatter oder geblümter Seide sind eine Errungenschaft der letzten Jahrzehnte.

Am den Hals knotet man ein kleines buntes, seideneu oder halbseideneu Halsstüchlein, das bei der Festtagstracht besonders farbenfroh ist und dann an den Zipfeln auch noch Fransen trägt. In der letzten Zeit kommt auch dieses Halsstüchlein, wenigstens in der Sonntagstracht, ab und man geht dazu über, an dessen Stelle kleine weiße Halskrägelchen zu tragen. Früher hatte man größere grellfarbene, hinten geknotete und in faltigem



Sieglauer Schäpelfunger
1898



**Trachtenmädchen aus Waldkirch mit besonders reichem
Nieder und Halsgöller.** 1901



**Trachtenmädchen aus Waldkirch mit hochgeschlossenen
Nieder und Halsgöller.** 1902



**Trachtenmädchen aus Waldkirch mit hochgeschlossenen
Halskrägelnieder.** 1903

Bausch um den Hals und die Schultern gelegte Seidentücher, doch ist diese Sitte schon seit reichlich 50 Jahren außer Übung gekommen.

Eine aus braunem oder schwarzem Atlas gefertigte Jacke, der „Tschoben“ oder das „Tschöbli“ geheißten, vervollständigt die Festtagstracht. Als Verschluss sind nur Haken und Hasfen, keine Knöpfe zulässig. Die Ärmel sind am Oberarm schinkenförmig gebauscht und ebenso stark auswattiert wie das Brust- und das Rückenstück. Sonntags trägt man an Stelle des Tschobens ein ähnlich gestaltetes, aber nicht mehr auswattiertes schwarzes Samtjäckchen, den „Samtpeter“, der mit einer einfachen Knopfreihe vorn geschlossen wird und am Taillen- und über dem Handgelenkabschluss ringsum eine schwarze Aufnähs Spitze trägt. In den 1830er Jahren war der Tschoben von glattem, hellgrünem Samt und trug am Handgelenkabschluss der mäßig gepufften Ärmel geblumte Samtbänder, die weiß und rot unterlegt und am äußern Ende mit „Maschle“ geziert waren; mit zwei kristallinen Knöpfen wurde der Ärmel vorn geschlossen. Während der Tschoben mit dem Rücken bis an den Halsansatz hinauf reichte, hatte er einen halbhohen Brustauschnitt und trug einen Vorderschluss mittels einer großen Hasfe und eines Rings, durch die man ein rotes Seidenband zog. Unten an der Rückenmitte trug der Tschoben drei hochrot ausgefütterte „Schnäbele“. Von 1850 an trug man auch Tschoben aus dunkelblauem Tuch.

Über die Kopfbedeckung habe ich schon oben berichtet.

Bei Hochzeiten sowie an kirchlichen oder weltlichen Hochfesttagen trägt das Mädchen den „Schäpel“, das feierlichste Wahrzeichen der Tracht. Die Zöpfe, die sonst krantzartig um den Kopf gelegt sind, werden nun hängend getragen und sind zierlich mit einer roten Schnur durchflochten, die aus den Zopfenden bis auf den Rocksaum niederhängt. Zum Schäpel trägt man zwei farbenschillernde seidene „Kranzbendel“, je etwa 8 bis 10 cm breit und miteinander durch Überfangstiche verbunden. Die Kranzbendel werden am Zopfansatz befestigt und hängen gleich den roten Zopfschnüren nieder bis auf den Rocksaum. Sie sind in der Regel von roter Farbe und grell bunt bestickt oder ebenso durchwoben, so daß sie ein überaus lebendiges Bild abgeben. Zum Schäpel trägt man auch das grellfarbige Fransenthalstuch und die weißen Seidenhasenstrümpfe. Noch vor wenigen Jahren schmückte sich das junge Mädchen mit dem Schäpel zum erstenmal an seinem Erstkommunionstag; im hinteren Elztal (von Bleibach bis Elzach) tritt an diesem Tag an die Stelle der sonst farbigen Seidenschürze eine weißseidene oder weißleinene Schürze, deren unterer Teil, in einer oder in mehreren Querreihen wechselnd, mit Weiß- und Durchbruchstickerei geziert und mit einer weißen Spitze abgeschlossen ist. Der Schäpel besteht aus einem kronenartig geformten Drahtgeflecht, auf das weiße, silberne und goldene Glaskugeln, Gold- und Silberfitter und kleine weiße und farbige Glasperlen in rhythmischem Wechsel aufgereiht sind; vorherrschend sind dabei die kleinen weißen Glaskugeln. Rings um den untern Schäpelrand sind fingerlange buntfarbige Seidenbänder angeheftet, die der Trägerin über Haar und Stirn niederhängen. Die Elztäler Schäpelform gleicht so ziemlich der des Rinzigtals. Unter den Schäpeln der Vorkriegszeit sind kleine Kunstwerke; besonders die Schäpel des Simonswäldertals aus den 1860er Jahren zeichnen sich durch Farbe und Form vor anderen Stücken der Gegend besonders aus. Soviel ich bis jetzt ermitteln konnte, sind nach dem Weltkrieg im Elztal keine neuen Schäpel mehr hergestellt worden, doch trägt man noch die von der Mutter und Großmutter ererbten, allerdings nur selten. Man hat stark begonnen, an die Stelle des Schäpels den fabrikmäßigen Myrthenkranz zu setzen, hat dabei allerdings eine Form gefunden, die sich etwas von der in den Städten üblichen reinen Rundform unterscheidet. Man trägt zur Tracht eine Ovalform, die durch eine sanfte Neigung nach vorn und hinten sich im Bogen über den Kopf schmiegt. Man hat deshalb diese Kränze auch „Bogenkränze“ genannt. Eine glückliche Ablösung des Schäpels sind sie gerade nicht. Mit



Trachtenmädchen aus Waldkirch mit hochgeschlossenen Halsfrägleinmieder. 1903



Trachtenmädchen aus Gutach mit Halsfrägleinmieder und bunter Festtagschürze. 1912



Siensbacher Brautpaar
1912



Siensbacher Erstkommunikantin
1927

ihrem Aufkommen hat es folgende Bewandnis: Früher fand die Erstkommunion der Kinder mit dem 13. oder 14. Jahr statt, in der Regel ein Jahr vor der Schulentlassung. Jetzt ist sie auf das 10. bis 11. Lebensjahr gelegt. Als man nun im Sinne der alten Tradition auch jetzt wieder die kleinen Erstkommunikanten mit dem Festschäpel schmücken wollte, stellte es sich heraus, daß er auf den um fünf Jahre jüngeren Köpfen nicht hielt und für die kleinen Mädchen zu schwer war. Man versuchte es, mit allerlei Hilfsmitteln (Nadeln, Bändern) das Festhalten zu erreichen, allein vergeblich. So entschloß man sich, nicht ganz leichten Herzens, die alte Sitte zu verlassen und zu dem leichter und bequemer zu tragenden Bogenkranz überzugehen. Es hat damals die helfende Hand gefehlt, die eine für den kleinen Kinderkopf taugliche Schäpelform herstellte. Dadurch aber, daß man für den Erstkommuniontag auf den Schäpelschmuck verzichten mußte, droht eines der schönsten Stücke aus der Festtagstracht zu verschwinden. Wenn die Erstkommunikantinnen heranwachsen, so werden sie in der Regel bei dem Bogenkranz bleiben, den sie an ihrem Erstkommuniontag getragen haben; nur wenige werden vielleicht später zum Schäpel übergehen, und so wird sich der Bogenkranz auch langsam in den Brautschmuck der Hochzeiterin und der Kränzleinjungfern einbürgern und wird sich auch bei Kirchenprozessionen und bei den weltlichen und kirchlichen Hochfesten immer breiter machen. Es sei deshalb das Augenmerk der maßgebenden Kreise auf diese neue Tatsache hingelenkt, damit man mit entsprechenden Maßnahmen noch rette, was zu retten ist. Es gibt sogar einen ganz einfachen Weg, hier Wandel zu schaffen: Ungefähr in den 1860er Jahren trug man im Simonswäldertal einen ganz entzückenden, der heutigen Form sehr ähnlichen Festschäpel. Diese alte Simonswälder Schäpelart ist so leicht und so handlich, daß sie mit Hilfe eines vor den Ohren niedergeführten Seidenbandes unter dem Kinn festgebunden werden kann. Es wäre also zu überlegen, ob man den alten, leichter und bequemer zu handhabenden Simonswälder Schäpel nicht an die Stelle des in der Verarbeitung allmählich etwas plump gewordenen Elztäler Schäpels setzen wollte. Wenigstens wäre anzustreben, bei der Neuherstellung von Schäpeln sich an die alte Simonswälder Form zu halten. So kann erreicht werden, daß auch die kleine Erstkommunikantin wieder ihren Ehrenschäpel trägt. Und es ist ja ein bekanntes Sprichwort im Elztal: „Für unsern Herrgott isch 's Führnehmscht grad guet gnueg!“

Wir haben im Elztal und seinen Seitentälern noch ein verhältnismäßig reiches und gut gepflegtes Trachtengebiet, das vor etlichen Jahrzehnten noch einen großen Trachtenunterschied aufweisen konnte. Eine Mehrzahl der alten Trachten ist in den Truhen und Kasten der Landbewohner noch vorhanden und es bedarf vielleicht nur einer rechten Anregung, sie wieder einmal herauszuholen, ehe sie ganz vergessen werden. Gelegenheit dazu könnte eine etwa in Waldkirch oder in Elzach zu veranstaltende Trachtenschau bieten. Es ist geradezu verwunderlich, daß noch keine dieser beiden Städte daran dachte, den reichen, überreichen Trachtenschatz ihrer Umgebung in einem jährlichen Trachten-treffen zusammenzufassen. Wenn das in Verbindung mit der Darstellung der im Elztal noch stark beheimateten alten Volkstänze geschähe, so müßte das ein überaus farbenfrohes, buntbewegtes Bild geben. In Siegelau haben wir eine originelle bäuerliche Tanzkapelle, die in zäher Traditionspflege noch die alten Volkstänze zu spielen versteht. Es gibt sicherlich solcher Bauernkapellen auch noch andere. Nun also, der Weg ist gezeigt. Heimatfreunde, blaß zum Sammeln!